Abonnementspreis mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Der Arbeiter" einschl. Bringerlohn 60 Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6862) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn ? M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion Zwingerstraße 22, part. Sprechstunde an Wochentagen von 12 bis 1 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. Versammlungsanz. 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition eingegangen sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition: Zwingerstraße 22, part. Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr. Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

Nr. 11. | Dresden, Mittwoch den 15. Januar 1902. | 13. Jahrg.

Unser Verhältnis zu den beiden Vettern.

Eins muß man der Politik des Bülowschen Zickzackkurses lassen — sie ist sehr beweglich und um Auskunftsmittelchen nie verlegen. Sie quält sich nicht lange mit Sachen, die Schwierigkeiten bereiten, und weiß sich, wenn irgend eine Sache schief geht, schnell durch die Aufnahme einer anderen zu trösten. Das äußerliche: Na, denn nicht! ist ihre Devise. Geht der Dreibund aus dem Leim, so tröstet sich Bülow mit der Philosophie des nachsichtigen Ehemanns und stellt Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen an, und schmollt der Vetter John Bull jenseits des Kanals, so wirft er dem Vetter Jonathan jenseits des großen Wassers Kußhändchen zu. — Das wird den borstigen John Bull schon ärgern.

Mit Amerika, dem unser Zolltarif mit schwerem Geschütz auf den Leib rücken soll, stehen wir uns nämlich, wie wir von jedem Ordnungsblatt hören können, jetzt „glänzend". Und das hat alles die Idee gethan, eine kaiserliche Jacht nicht bloß in Amerika bauen, sondern auch taufen zu lassen, und zwar durch des Präsidenten holdseligstes Töchterlein Alice. Wenn wir die wichtige Staatsangelegenheit mit gebührender Aufmerksamkeit und Sorgfalt verfolgt haben, so hat Deutschland die Tochter der Union dazu aus eigenem höflichst einladen lassen und Miß Alice hat entzückt zugesagt und auch ihr Herr Papa war freudig einverstanden und die ganze Yankeenation mit allen ihren andersnationalen Partikeln war „tief gerührt," wie es im höfischen Stil heißt. Aber das Entzücken der Dollarmilliardäre, die man als die gegebene Vertretung der amerikanischen Nation betrachten darf, stieg zum Gipfel, als dieser Tage ein Depeschenwechsel zwischen Wilhelm II. und Roosevelt nebst den üblichen Versicherungen guter Freundschaft auch ankündigte, daß der Kaiser zur Feier der von Miß Alice zu vollziehenden Taufe nicht bloß die Hohenzollern mit einem Musikkorps, sondern auch seinen eigenen Bruder, den Prinzen Heinrich mit einem Gefolge hoher See- und Landoffiziere senden werde. Das hat, so versichern die bekannten Blätter diesseits und jenseits des Ozeans, einen ausgezeichneten Eindruck in Nordamerika gemacht und die bewährten Freundschaftsbande sind so dick wie Kabeltaue geworden. Der Draht hat natürlich jetzt „alle Hände" voll zu thun, um das Wichtige und Wissenswerte über die Formen zu melden, in der die Besiegelung der „turmhohen Freundschaft mit Vetter Jonathan", die unsere Offiziösen plötzlich entdeckt haben, vor sich gehen soll. Aus Berlin berichtet er, daß sich Prinz Heinrich durch ein Festmahl auf der kaiserlichen Jacht Hohenzollern, zu dem außer dem Präsidenten die hohen Staatswürdenträger der Union Einladungen erhalten werden, für die Ehrungen, die ihm die Union zugedacht hat, revanchieren wird. Zu diesem Behufe wird auf Befehl des Kaisers aus dem Silberschatze des königlichen Hauses kostbares silbernes Tafelgerät an Bord der Jacht die Reise über den Atlantischen Ozean mitmachen.

Die Amerikaner wollen sich natürlich auch nicht lumpen lassen. Prinz Heinrich soll als Gast der ganzen amerikanischen Nation behandelt werden. Gesangvereine rüsten zur Huldigung, Regierung und Magistrate entwerfen Festprogramme, die jedenfalls in diesen Tagen der Diplomatie beider Länder viel Arbeit machen werden. Einladungen nach Chicago und St. Louis werden angekündigt, kurz, die Union wird den ersten hohenzollernschen Prinzen glänzend empfangen. Die Plutokratie des Dollarlandes, die bekanntlich, wie alle Emporkömmlinge, danach lechzt, durch Umgang mit Adel und Fürstlichkeiten ihre Gleichberechtigung mit den Spitzen Europas zu erweisen, fühlt sich wirklich durch den Besuch eines Prinzen aus regierendem Hause, des Bruders eines Souveräns, sehr geschmeichelt.

Während so die Ankündigung des Besuches eines deutschen Prinzen in Amerika „Mißverständnisse" und kommende Gefahren, die unser Verhältnis zum Vetter jenseits des Meeres zu trüben drohten, spielend aus dem Wege räumte, ist dasselbe von der Ankündigung eines Besuches des englischen Thronfolgers in Berlin nicht zu sagen. Im Gegenteil, um diesen Besuch gerade sind neue „Mißverständnisse" entstanden — England fühlt sich gekränkt durch eine rücksichtslose Bemerkung der Nordd. Allg. Ztg., wonach der Kaiser den Prinzen of Wales nicht eingeladen, sondern Edward den Besuch seines Sohnes angeboten hat. Die Erregung über Bülows Rede gegen Chamberlain will zudem trotz des Canossaganges, trotz der Zurückweisung der Liebermannschen Pöbelei und des daran geknüpften Lobes des englischen Heeres, nicht verstummen. Und wie man nun über die Chamberlainsche ungehörige Rede, die den ganzen Anstoß zu diesen unerquicklichen Auseinandersetzungen gab, auch denken mag — die Rolle Bülows ist in diesem Schauspiel allerdings nicht sehr glänzend gewesen. Wenn er den Wert der englischen Armee so hoch anschlägt, wie er in seiner zweiten Aeußerung vorgiebt, so verliert seine Entrüstung über Chamberlain jeden Grund. Der Mann zudem, der über die Hunnenthaten der eigenen Landsleute den Mantel der Liebe breitet, hat kein Recht, sich über andere Nationen groß zu entrüsten. Eine feste, konsequente Haltung könnte zudem vielleicht aufs Ausland Eindruck machen, das haltlose Schwanken des Zickzackkurses sicherlich nicht. Schon scheint der deutschen Regierung nämlich die Erkaltung der Beziehungen zu England sehr fatal zu sein und der Rückzug angetreten zu werden. Ein der Hofgunst sich erfreuendes Scherl-Blatt sucht der offiziösen Darstellung über die Vorgeschichte des Besuchs des englischen Thronfolgers den Stachel zu nehmen, indem es darauf hinweist, daß es nicht Brauch ist, „daß der Kaiser Einladungen zu seinem Geburtstag ergehen läßt, und von dieser Gewohnheit ging der Monarch auch in diesem Jahre nicht ab. Weder ein deutscher, noch irgend ein auswärtiger Fürst wurde eingeladen. Unter diesen Umständen wäre es befremdlich erschienen und hätte leicht zu Mißdeutungen, wenn nicht gar zu Mißverständnissen führen können, wenn die Nachricht, daß der Kaiser eine „dringende Einladung" an den Prinzen von Wales allein habe ergehen lassen, unwidersprochen durch die Welt gegangen wäre. Schrieb doch schon eine russische Zeitung triumphierend: „Die dringende Einladung" zeigt, wie isoliert sich Deutschland fühlte. Daher die Richtigstellung. Als übrigens der englische Botschafter Sir Frank Lascelles namens des Königs Eduard den Kaiser beim Neujahrsempfang fragte, ob ihm der Besuch des Prinzen genehm wäre, antwortete der Kaiser ungefähr folgendes: „Genehm ist nicht ganz der richtige Ausdruck; ich bin **höchst erfreut** darüber."

Aus London wird gemeldet, daß der Admiral v. Senden-Bibran dem König Edward ein Handschreiben des Kaisers überbracht hat.

Nach offiziösen Andeutungen der Köln. Ztg. scheint Graf Bülow sich von der Amerikafahrt des Prinzen Heinrich eine gewisse Wirkung auf die Engländer zu versprechen. Aber auch ohne die Bemühungen um die Versöhnung Englands wird das wohl kaum erreicht werden. Die nüchternen Engländer werden sich wohl selbst sagen, daß die gut rechnenden Amerikaner um eines Prinzenbesuchs den deutschen Zolltarif noch lange nicht akzeptieren werden, und daß die „Freundschaftsbande" zwischen Deutschland und Amerika durch den Besuch noch nicht um so viel gestärkt werden, daß sie auch nur ein „Zollpfund" mehr tragen könnten.

Politische Uebersicht.

Der Kampf gegen den Brotwucher in der Zolltarifkommission.

Die Mehrheit beginnt bereits mit der Abwürgung der Oppositionsanträge und mit der Schweigetaktik; Herr v. Kardorff ist der kreuzfidele Feldmarschall in diesem Feldzuge wider den Drachen Obstruktion. Er arbeitet mit Ueberraschungen und Ueberrumpelungen. Freilich wird ihm auf diesem Gebiet nicht bald mehr solch leicht gepflückter Lorbeer blühen, als beim erstenmale. Die scharfe Replik Singers wird dem Herrn wohl gezeigt haben, daß er mit einem hochmütigen Verbitten aller Kritik nicht durchkommt. Jedenfalls sind für die nächste Zeit heftige Zusammenstöße in der Kommission nicht ausgeschlossen.

Ueber die Dienstagssitzung wird berichtet: Die Beratung der Zolltarifkommission begann mit einem von den Sozialdemokraten gestellten Antrag, der als § 1a einzuschalten ist. Der Antrag geht dahin: Der Bundesrat ist verpflichtet, die Zölle für vom Auslande eingehende Waren aufzuheben und deren zollfreie Einfuhr zuzulassen, wenn die gleichartigen Waren von deutschen Verkaufsvereinigungen (Syndikate, Kartelle usw.) nach dem Auslande billiger verkauft werden als im deutschen Zollgebiete. Genosse Molkenbuhr wies darauf hin, daß das Eisenkartell und das Walzdrahtsyndikat ihre Waren an das Ausland billiger verkaufen als an das Inland. Das Zollgesetz sei das einzige Sicherheitsmittel gegen solche Ausschreitungen der Syndikate. Abg. Frhr. v. Heyl erklärte, daß die gefährlichen Syndikate, das Kohlen- und das Petroleumsyndikat, durch den Antrag nicht betroffen würden, der auch schädlich sei, weil für die Arbeiter die ausländischen Syndikate gefährlicher als die deutschen sind. Wider Erwarten erklärte plötzlich der Vorsitzende Abg. v. Kardorff: Es ist Schluß beantragt. Wer dafür ist, bitte ich die Hand zu erheben. Noch ehe die Vertreter der Linken hiergegen Einspruch erheben konnten, war der Schlußantrag angenommen. Als hierauf Singer dieses Verfahren scharf kritisierte, verwies ihn der Vorsitzende mit den Worten an: „Ich verbitte mir jede Kritik," worauf Singer replizierte: „Und ich verbitte mir eine Behandlung, die sich kein Schuljunge gefallen läßt."

Arbeiter.

Roman von Alexander L. Kielland.

(6. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

IV.

Als sie auf Njädels Gut kamen, ging der Lotsenvorsteher mit ins Haus. Es stand leer, die Thüren waren offen, die Katze schlich umher und miaute.

Ohne ein Wort zu sprechen, suchte Njädel, bis er endlich etwas zu essen fand. Der Vorsteher saß eine Weile stumm da und sah dem unbehilflichen Riesen zu, wie ungeschickt er sich bei der ungewohnten Arbeit anstellte.

„Höre, Njädel," sagte er schließlich. „Ich glaube, Du mußt Dich doch nach einem neuen Dienstmädchen umsehen müssen."

„Nein," rief Njädel und stampfte mit den Füßen auf, daß es dröhnte.

„Na — na — friß mich nur nicht," antwortete der Vorsteher.

Beim Essen bat Njädel den Vorsteher, er möge ihm einen Brief an Christine schreiben. Da es aber im Hause keinerlei Schreibmaterial gab, einigten sie sich dahin, daß der Vorsteher bei sich zu Hause schreiben und Njädel den Brief vorlesen solle.

„Was soll denn aber in dem Briefe stehen?"

„Von heute nichts—" antwortete Njädel.

„Nein, nein. Das hätte ja auch keine Bedeutung, aber —"

„In dem Briefe soll stehen, sie möge nicht böse auf mich sein und auch keine Sorge um mich haben. Mir ginge es gut — sehr gut — das kannst Du schreiben — mir fehle gar nichts —"

„Du fändest Dich ganz gut allein zurecht und vermißtest sie nicht —"

„Nein, nein! Freilich vermisse ich sie — das mußt Du ihr schreiben," sagte Njädel und rückte im Stuhle hin und her.

„Dann gerät sie ja aber ganz außer sich, wenn sie hört, daß Du sie so schmerzlich vermißt —"

„Nun, dann darf also davon in dem Briefe nichts stehen," sagte nun Njädel eifrig. „Schreib — aber Du mußt ja selber am besten verstehen, was — Vorsteher! Du bist ja in der Schule gewesen. Schreib nur so, daß Christine sich freut — auf mich kommt es nicht an!"

„Würde es nicht das Beste sein, Deinem Bruder auch zu schreiben?"

„Freilich, das Beste wäre es wohl, Vorsteher! Schreib Anders, er soll gut zu ihr sein; Geld bekommt er auch dafür, wenn er es haben will."

„Das kannst Du Dir doch denken, daß er Geld haben will."

„Anders steht sich gut," antwortete Njädel. „Das ist einer, der es zu etwas gebracht hat. Ja, die Mutter sagte das auch: Du, Njädel, sagte sie, bist ein großer Stockfisch; der Anders aber ist so fein wie ein Wiesel."

„Warum übernahm er aber das väterliche Gut nicht, da er doch der älteste war?"

„Er wünschte, ich sollte es übernehmen."

„Er wußte wohl, was er that, Dein Bruder, als er Dich mit dem lumpigen Gute sitzen ließ und selber das Geld einstrich."

„Du sollst nicht schlecht von ihm reden," antwortete Njädel. „Anders ist ein braver Bursche. Ich entsinne mich noch genau, wie wir Heidekraut für die Mutter pflückten. Da war Anders ganz unglaublich geschickt beim Aufsammeln."

„Aber Du trugst es nach Hause?"

„Wie? — Ja natürlich trug ich es; ich war ja der stärkste."

„Was ist er denn nun eigentlich, der Anders?" fragte der Vorsteher.

„Er ist bei etwas Großem; ich kann mich nur nicht erinnern, wie es heißt." Njädel machte sich daran, im Schrank nach einem alten Briefe seines Bruders zu suchen.

Da wurde die Klinke der Hinterthür vorsichtig gehoben, und nun hörte man jemand sich in der Stube vorwärts tasten. Es war schon ziemlich dunkel. Nur im Nordosten erstreckte sich den Horizont entlang ein heller Streifen und warf einen rotgelben Schein ins Zimmer.

Als Njädel sah, daß es Sören Bövarig war, der kam, warf er den Schrank zu und sagte barsch: „Du kommst wohl, um zu sehen, ob das Haus geräumt ist? Such nur in den Betten gut nach, ob Du noch etwas mehr Aergernis aufstöbern kannst, Du —!"

„Der Gerechtigkeit muß Genüge geschehen," antwortete Sören bedächtig. „Und ich möchte Dich dringend ermahnen, Njädel —"

„Was willst Du von mir?" unterbrach ihn der andere.

Sören wagte nicht zu behaupten, daß er nur gekommen sei, um zu ermahnen, trotzdem er Pfarrhelfer war; er entschied sich daher, seiner Gewohnheit entgegen, dafür, gerade auf die Sache loszugehen.

„Ich habe mit Rechtsanwalt Tofte gesprochen," begann er.

„Ueber den Tangstrand?"

„Ja. Darüber haben wir auch gesprochen. Er meinte, der Rechtsanwalt nämlich, es sei nicht recht, daß ich keinen Tang bekomme; das könne — könne —"

„Vielleicht könne es Aergernis erwecken? Wie?" fragte der Lotsenvorsteher trocken; er stand beim Ofen und stopfte sich eine Pfeife.

„Nein, Vorsteher, das war es nicht. Er meinte, das mit dem Graben könne doch sehr zweifelhaft sein."

„Ich habe meine Kautionen," antwortete Njädel.

„Nun ja, die hast Du." Sören ging nach der Thür. „Ich bin nur deswegen hereingekommen, um Dir zu sagen, daß wir nun also anfangen."

„Anfangen? Womit?" fragte der Vorsteher.

„Nun — mit dem Prozeß."

„Prozeß!" rief der Vorsteher und kam näher. „Das solltest Du Dir doch zweimal überlegen, Njädel. Ich kenne Leute, die sich noch größerer Vorteile wegen um Haus und Hof prozessiert haben; und mancher brave Mann liegt in der Grube, den Rechtsanwalt Tofte vor der Zeit ins Grab gebracht hat."

„So solltest Du nicht von Deinem Nächsten sprechen, Vorsteher. Im übrigen meinte der Rechtsanwalt, es könne ein langer und kostspieliger Prozeß werden."

„Und ich grabe den Graben!" rief Njädel.

„Das wirst Du wohl nicht thun, wenn erst der Vogt hier gewesen ist und Einspruch dagegen erhoben hat."

„Einspruch?"

„Ja, siehst Du," antwortete Sören. „Dann mußt Du warten, bis in dem Prozeß das Urteil gefällt worden ist."

Njädel ging in der Stube auf und ab, rückte einen Stuhl

SLUB Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020115/1
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG